

### **Der dicke Herr**

An einem verregneten Sonntag im trüben Monat November zwang mich eine leichte Indisposition, von der ich mich nur allmählich erholte, meine Reise länger als geplant zu unterbrechen. Da meine Temperatur noch erhöht war, sah ich mich genötigt, den Tag in einem Gasthaus in der kleinen Stadt Derby zu verbringen. Ein regnerischer Sonntag in einem Landgasthof! Nur wer jemals das zweifelhafte Glück eines solchen Erlebnisses hatte, kann meine Situation beurteilen. Der Regen prasselte gegen die Fensterflügel; die Kirchenglocken läuteten melancholisch. Nach zumindest einem erfreulichen Ausblick dürstend schlenderte ich zum Fenster, doch mir schien, als gäbe es für mich tatsächlich keinerlei Unterhaltung. Meine Schlafzimmersfenster gaben den Blick auf Ziegeldächer und eine Reihe von Schornsteinen frei, während die Wohnzimmerfenster eine ungeteilte Sicht auf den Innenhof, der von einem Stall begrenzt war, boten. Der Hof war übersät von nassem Stroh, das von Reisenden und Pferdeknechten aufgewirbelt worden war. Ich kenne nichts, das einem Mann mehr Weltüberdruß bereiten könnte als der Platz vor einem Stall an einem Regentag.

Eine Lache aus abgestandenem Wasser, umgeben von einer Insel aus Schlamm, nahm die eine Ecke ein; Geflügel, scheinbar kaum dem Ertrinken entronnen, drängte sich unter einem Karren, darunter ein schwermütiger Hahn, dem der Dauerregen jegliche Lebensfreude geraubt hatte, an den kraftlos hängenden Schwanzfedern - zu einer einzigen armseligen Feder verklebt - tropfte das Wasser von seinem Rücken. In der Nähe des Karrens trotzte ein halbes Dutzend wiederkäuender Kühe geduldig dem Regen, Dampf Wolken stiegen aus ihren streng riechenden Fellen; ein schielendes Pferd, der Einsamkeit des Stalles überdrüssig, reckte seinen gespenstischen Kopf aus einem Fenster, ungeachtet der Regentropfen aus der Dachtraufe. Ein unglücklicher Köter, an eine nahe Hundehütte gekettet, stieß hin und wieder ein heiseres Bellen aus, das mehr einem jämmerlichen Jaulen glich als einer Kampfansage; eine graue, freudlos wirkende Küchenmagd schlurfte in Holzschuhen über den Hof, hin und her, mit einer Miene so mürrisch wie das Wetter selbst; kurz und gut, alles wirkte trostlos und elend, mit Ausnahme einer Bande trinkfreudiger Enten, die sich wie angeheiterte Zechkumpane um eine Lache scharten und lautstark ihrem Fusel zusprachen.

Wie ich da so einsam und lustlos stand, sehnte ich mich verzweifelt nach Unterhaltung. Mein Zimmer wurde mir bald unerträglich. Schließlich verließ ich es und suchte das sogenannte Gastzimmer auf. Dieser öffentlich zugängliche Raum ist in den meisten Gasthäusern für Berufsreisende reserviert; diese muss man sich als eine Art Ritter der Landstraßen, die das Königreich unentwegt in Kutschen oder zu Fuß durchstreifen, vorstellen. Sie sind die einzigen mir bekannten Nachfahren der fahrenden Ritter aus alter Zeit. Sie führen dasselbe wilde Abenteuerleben, nur dass sie die Lanze für eine Pferdepeitsche, den Faustschild für

Warenproben und das Panzerhemd für einen Überzieher eintauschten. Anstatt die Reize unvergleichlicher Schönheiten zu verteidigen, ziehen sie umher und verbreiten Ruhm und Ansehen namhafter Fabriksbesitzer und sind nur allzu gerne bereit, in deren Namen allerlei Handelsgeschäfte zu tätigen, da es heute nun einmal Mode ist Handel zu treiben statt zu kämpfen. Wie die typische Gaststube in den guten alten Tagen des Rittertums des Nachts mit den Waffen der reisemüden Krieger ausgestattet war, zum Beispiel mit Kettenhemden, Schwertern und Helmen, so schmücken die heutigen Gastzimmer die Rüstungen ihrer Nachfahren: Kutschermäntel, jegliche Art von Peitschen, Sporen, Gamaschen sowie wasserfeste Hüte aus Wachstuch.

In der Hoffnung mit einigen dieser wackeren Personen ins Gespräch zu kommen, betrat ich die Gaststube, doch ich wurde alsbald enttäuscht. Tatsächlich waren zwei oder drei dieser Spezies im Raum, doch ich konnte nichts mit ihnen anfangen. Einer beendete gerade sein Frühstück, focht noch einen letzten Kampf mit Brot und Butter aus und piesackte dabei den Kellner, ein anderer schnürte seine Zugstiefel, während er den Hausknecht verwünschte, weil er die Stiefel nicht ordentlich gewienert hatte; ein Dritter trommelte mit den Fingern auf den Tisch und studierte dabei, wie der Regen das Fensterglas hinunter rann; sie alle schienen vom Wetter infiziert und verschwanden schließlich, einer nach dem anderen, ohne ein einziges Wort zu verlieren.

Ich schlenderte zum Fenster und stierte auf die Leute, die zögerlich Richtung Kirche trippelten, ihre Unterröcke bis zu den Knien gerafft, mit tropfenden Regenschirmen. Die Glocken verstummten und der Straßenlärm ließ nach. Schließlich amüsierte ich mich damit, die Kaufmannstöchter im Haus gegenüber zu beobachten; sie mussten zuhause bleiben, um ihren Sonntagsstaat nicht dem nassen Wetter auszusetzen und ließen nun ihren Charme durch die Vorderfenster spielen, in der Hoffnung, einen zufällig aufmerksamen Wirtshausgast zu betören. Bald wurden sie jedoch von einer sauertöpfischen, wachsamen Mutter verscheucht und ich war wieder ohne Unterhaltung.

Wie sollte ich diesen Tag, dessen Stunden sich so endlos lang vor mir erstreckten, nur zubringen? Ich war unruhig und einsam; alles, was ein Gasthaus bietet, scheint dazu angetan, einen langweiligen Tag noch trostloser zu machen. Die alten Zeitungen, nach Bier und Tabakrauch riechend, hatte ich schon ein halbes Dutzend Mal gelesen. Unnützes Geschreibsel, noch schlimmer als Regenwetter! Ich langweilte mich zu Tode mit einer übrig gebliebenen Ausgabe des Lady's Magazine. Ich las all die üblichen Namen, die ehrgeizige Reisende ins Fensterglas ritzen; sie zeugten von den schier endlosen Familien der Smiths, Browns, Jacksons und der Johnsons, sowie aller anderen Söhne; und ich entzifferte einige Ausgeburten ermüdender Gasthausfenster-Lyrik, auf die ich bereits in allen Teilen der Welt gestoßen war.

Wiederholt fiel mein Blick auf ein ganz besonderes Exemplar der schönen Künste, mit Bleistift auf die Wandtäfelung gezeichnet, das Sujet – obwohl es den Betrachter offensichtlich anrühren sollte – war desungeachtet hochgradig absurd: Ein weiblicher Koloss,

der seine Tränen mit einem Taschentuch trocknete, das sich ob seiner schieren Größe wohl besser als Tischtuch geeignet hätte.

Bedrückend düster zog sich der Tag hin; zerfranst, schwammige Wolken strichen schwerfällig über den Himmel; nicht einmal Abwechslung im Regen; ein fades, ununterbrochenes Prasseln – Prasseln – Prasseln; einzige Ausnahme war hin und wieder die leise Ahnung eines belebenden Gusses, der sich durch das Trommeln der Tropfen auf einem vorübereilenden Regenschirm anzukündigen schien.

Es war direkt erfrischend (wenn ich mir ein triviales Wortspiel erlauben darf), als im Laufe des Vormittags ein Signalhorn ertönte und eine Postkutsche die Straße entlang brauste. An die Außenwände klammerten sich Passagiere, duckten sich unter Stoffschirmen, Dampf stieg von ihnen auf und sie verbreiteten einen strengen Geruch nach nassen Kutschermänteln und Überziehern.

Der Lärm lockte allerlei Gestalten aus ihren Verstecken, streunende Burschen und Hunde, den karottenköpfigen Stallknecht, den unscheinbaren Hausdiener und alle Herumlungerer, die üblicherweise die Umgebung eines Wirtshauses unsicher machen; aber Geschäftigkeit und Aufregung waren flüchtig, die Kutsche zog weiter. Burschen und Hunde, Stallknecht und Hausdiener, sie alle verzogen sich wieder in ihre Löcher; die Straße versank abermals in einen Dämmer Schlaf und der Regen regnete fort. Keine Hoffnung auf ein Aufklaren! Das Barometer wies auf Regenwetter; die Schildpattkatze der Wirtin saß am Feuer, wusch ihr Gesicht und rieb sich mit den Pfoten die Ohren; und im Kalender fand ich eine düstere Vorhersage, die sich über die ganze Seite, durch den gesamten Monat zog: „Um diese Zeit ist mit viel Regen zu rechnen.“

Ich war in einer ausweglosen Situation. Die Stunden schienen im Schneckentempo dahin zu schleichen. Allein schon das Ticktack der Wanduhr verdross mich. Endlich unterbrach Gebimmel die Stille im Haus. Kurz danach hörte ich die Stimme des Kellners an der Bar: „Der dicke Herr auf Nummer 13 will sein Frühstück. Tee, Brot und Butter, Schinken und Eier; die Eier nicht zu fest.“

In einer Lage wie meiner gewinnt jede Begebenheit an Bedeutung. Jetzt präsentierte sich meinem Geiste eine Situation, die zu Spekulationen geradezu einlud und meiner Fantasie reichlich Training verhiel. Ich neige nämlich dazu, mir Gedankenbilder auszumalen; und nun hatte ich einiges an Material, mit dem sich arbeiten ließ. Wäre der Gast im Oberstock ein Mr. Smith, Mr. Brown, Mr. Jackson, Mr. Johnson oder lediglich „der Herr auf Nr. 13“ genannt worden, so wäre diese Episode bedeutungslos für mich geblieben. Ich hätte keinen Gedanken daran verschwendet; aber „der dicke Herr“ – alleine diesem Epitaph haftete etwas Bildhaftes an. Eine Aussage über das Körpermaß! Vor meinem geistigen Auge entstand eine Form und meine Einbildungskraft kümmerte sich um den Rest.

Dieser Herr war dick, oder wie manche es nennen mögen, kräftig; aller Wahrscheinlichkeit nach fortgeschrittenen Alters, so mancher schwillt an, wenn er älter wird. Dass der dicke

Herr ziemlich spät frühstückte, noch dazu auf seinem Zimmer, zeichnete ihn als jemanden aus, der an ein angenehmes Leben gewöhnt ist und über der Notwendigkeit steht, früh aus den Federn zu kommen; zweifellos ein runder, rosiger, lebenslustiger alter Herr.

Wieder ertönte stürmisches Geläut. Der dicke Herr verlangte ungeduldig nach seinem Frühstück. Er war offensichtlich ein wichtiger Mann, von großem Ansehen, und daran gewöhnt, prompt bedient zu werden; mit ausgeprägtem Appetit und schnell verärgert, wenn er hungrig war. „Vielleicht“, dachte ich, „ist er ein Londoner Ratsherr; oder, wer weiß, sogar ein Regierungsmitglied?“

Das Frühstück wurde hinauf gebracht und für kurze Zeit herrschte Ruhe; zweifellos bereitete er gerade seinen Tee zu. Bald jedoch ertönte wildes Gebimmel, das sich zu einem wahren Crescendo steigerte, noch ehe jemand reagieren konnte. „Gott behüte, was für ein cholerischer alter Herr!“ Der Kellner stürzte sichtlich wütend die Treppe herab. – Die Butter war ranzig, die Eier zu hart, der Schinken zu salzig. – Der dicke Herr war offensichtlich heikel, was sein Essen anbelangte: Einer von denen, die gleichzeitig essen und nörgeln, den Kellner auf Trab halten und mit dem gesamten Haushalt auf Kriegsfuß leben.

Die Wirtin schäumte vor Wut. Ich sollte wohl anmerken, dass sie eine lebhaftere, etwas kokette Frau war; hin und wieder zänkisch, dann gemahnte sie an eine Wärterin, aber alles in allem sehr hübsch; mit einem Einfaltspinsel zum Ehemann, wie das bei Xanthippen oft der Fall ist. Sie schalt die Bediensteten ordentlich ob ihrer Nachlässigkeit, mit der sie ein so tadelnswertes Frühstück fabrizierten, doch gegen den dicken Herrn fiel kein böses Wort; ein untrügliches Zeichen, dass er tatsächlich einflussreich sein musste und somit berechtigt, Lärm und Wirbel in einem Landgasthof zu veranstalten. Frische Eier, Schinken, Brot und Butter wurden eilends hinauf gebracht. Anscheinend wurde dieses Frühstück gnädiger aufgenommen als das vorige, zumindest waren keine Beschwerden mehr zu vernehmen.

Ich hatte noch nicht viele Runden im Gastzimmer gedreht, als von Neuem laut geläutet wurde; kurz darauf setzte aufgeregtes Suchen ein. Der dicke Herr verlangte nach der Times oder dem Chronicle. Das konnte doch nur ein Hinweis auf einen Oberhausangehörigen sein, ja mehr noch, da er sich bei jeder sich bietenden Gelegenheit herrisch und absolutistisch verhielt, vermutete ich in ihm einen radikalen Whig. Der Vorsitzende der Partei, so hatte ich gehört, war ein beliebter Mann. „Wer weiß“, dachte ich, „eventuell ist er gar der Parteiführer selbst?“

Meine Neugierde war angefacht, ich fragte den Kellner, wer wohl dieser dicke Herr sein mochte, der all die Aufregung verursachte. Mir wurde jedoch keine Information zuteil, niemand schien seinen Namen zu kennen. Die Betreiber gutgehender Gasthäuser machen sich selten Gedanken über die Namen oder Berufe ihrer durchreisenden Gäste. Die Farbe eines Mantels, Form oder Größe einer Person genügen schon für einen provisorischen Namen. Dann handelt es sich entweder um den großen Herrn, oder den Herrn in Schwarz, oder den in Hellbraun, oder, wie hier zum Beispiel, den dicken Herrn. War erst so ein

vorläufiger Name gefunden, reichte er für die Dauer des Aufenthalts und man sparte sich jedwede weiteren Fragen.

Regen – Regen – Regen! Mitleidsloser, unaufhörlicher Regen! Keine Rede davon, einen Fuß vor die Tür zu setzen, und drinnen weder Unterhaltung noch Beschäftigung! Ab und zu hörte ich Schritte aus dem Zimmer über der Gaststube. Es war das Zimmer des dicken Herrn. Offensichtlich war er nicht nur dick, sondern auch groß, das ließ zumindest die Heftigkeit seines Stapfens vermuten; außerdem tatsächlich ein alter Mann, ging man vom Quietschen seiner Schuhe aus. „Zweifellos“, dachte ich, „ist er ein reicher, alter, altmodischer Herr mit festen Gewohnheiten, der nach dem Frühstück seine übliche Bewegung macht.“

Inzwischen hatte ich schon alle Werbeanzeigen für Kutschen und Hotels, die sich auf der Kamineinfassung stapelten, gelesen. Das Lady's Magazine war mir nach mehrmaligem Durchblättern immer noch zuwider, es war genau so öde wie der ganze Tag. Schließlich spazierte ich einen langgezogenen Gang entlang, von dessen Ende ich einen guten Ausblick auf die unteren Regionen, den Gesindebereich und die Küche, hatte; da sah ich schmutzige Küchenjungen Töpfe und Kessel reinigen; Köchinnen mit kaum weniger schmutzigen Händen das Fleisch zubereiten, so manches davon war mit Sicherheit für mein Abendmahl gedacht. Da dieser Anblick nicht dazu angetan war, meinen Appetit anzuregen, zog ich mich auf mein Zimmer zurück und bastelte weiter an meinem Bild vom dicken Herrn.

Ich stellte ihn mir nun als einen dieser korpulenten Herren von gewissem Renomee vor, die häufig durch die Türen von Landgasthäusern stolzierten. Feuchtfröhliche Kerle, mit bunten Halstüchern, die ihren Leibesumfang nicht zuletzt einer Vorliebe für guten Whiskey verdankten. Männer, die die Welt gesehen hatten, ihre Weihen in Highgate empfangen; an das Leben in Schenken gewöhnt; die Tricks der Schankkellner durchschauten und mit den Methoden windiger Wirte vertraut waren. Lebenskünstler, die auf kleinem Fuß lebten, verschwenderisch im Umgang mit Kleingeld; die alle Kellner beim Namen nannten, an der Bar mit der Wirtin Klatsch und Tratsch genossen, sich nach dem Abendessen bei einer Karaffe Portwein oder einem Glas Glühwein des Langen und Breiten über alle möglichen Themen ausließen.

Mit diesen Mutmaßungen rettete ich mich in den Nachmittag hinein. Kaum hatte ich mir ein Bild des Unbekannten zurechtgelegt, wurde es auch schon durch eine Bewegung oder ein Geräusch seinerseits über den Haufen geworfen und ich war mit meinen Gedankenspielen wieder am Anfang - verwirrt als zuvor. Typisch für die Arbeitsweise eines fiebrigen Verstandes! Ich war, wie bereits erwähnt, äußerst nervös, und die stete Beschäftigung mit den Angelegenheiten dieser unsichtbaren Persönlichkeit begann Wirkung zu zeigen. Ich wurde richtiggehend zappelig.

Schließlich wurde es Zeit für die Hauptmahlzeit. Ich hoffte, der dicke Herr möge im Gastzimmer speisen, damit ich ihn endlich zu Gesicht bekäme; aber nein – er ließ sich auch diese Mahlzeit auf sein Zimmer bringen. Was mochten diese selbstgewählte Einsamkeit und Rätselhaftigkeit nur bedeuten? Er konnte kein Radikaler sein, diesen Gedanken hatte ich

längst wieder verworfen, etwas zu Aristokratisches manifestierte sich in dieser Zurückgezogenheit von der Welt und in der Art, wie er sich einen ganzen langen Regentag zu einem Tete-a-tete mit seiner eigenen langweiligen Gesellschaft verdammt. Und schließlich – ein weiteres Argument, das gegen einen Radikalen sprach – ließ er es sich viel zu gut für einen unzufriedenen Politiker gehen. Er schien sich mit einer reichhaltigen Auswahl an köstlichen Speisen sehr gut auszukennen und seinen Wein als wahrer Freund des guten Lebens so richtig zu genießen. Tatsächlich wurden meine letzten Zweifel in diese Richtung bald ausgeräumt, denn er konnte seine erste Flasche kaum ausgetrunken haben, als ich ihn bereits leise eine Melodie summen hörte; und bei genauerem Hinhören erkannte ich „God Save the King“. Nun war es glasklar, er war kein Radikaler, sondern ein getreuer Untertan; einer, der über seine Flasche loyal wurde, bereit zu König und Verfassung zu stehen, wenn er auch zu nichts sonst mehr stehen konnte. Aber wer mochte er sein? Meine Mutmaßungen nahmen immer verwegenere Züge an. Eine bedeutende Persönlichkeit, die inkognito reiste? „Gott allein weiß es“, sagte ich, am Ende meiner Weisheit, „er könnte ein Mitglied der königlichen Familie sein, soviel ich weiß, sind sie alle recht dicke Herren.“

Es regnete in einem fort. Der mysteriöse Unbekannte blieb in seinem Zimmer und, soweit ich es beurteilen konnte, auf seinem Sessel sitzen, denn ich hörte mittlerweile weder Schritte noch andere Geräusche. In der Zwischenzeit hatte sich das Gastzimmer allmählich gefüllt. Einige Neuankömmlinge traten in Kutschermänteln, zugeknöpft bis an den Kragen, ein, andere, die sich den Tag in der Stadt vertrieben hatten, kehrten zurück. Einige nahmen eine warme Mahlzeit ein, andere tranken Tee. Wäre meine Laune besser gewesen, hätte ich mich damit amüsiert, die eigenartige Spezies zu studieren. Vor allem zwei stachen als richtige Spaßvögel der Straße heraus, die all die bewährten Witze Berufsreisender parat hatten. Sie gaben tausende pfiffige Bemerkungen über die Bedienung zum Besten, nannten sie Luisa, Ethelinda, und noch ein Dutzend feinsinnige Namen, wobei sie ihr jedes Mal einen anderen Namen verpassten und dabei ganz außerordentlich über ihre Witzchen prusteten. Meine Gedanken drehten sich jedoch ausnahmslos um den dicken Herrn. Er hielt meine Einbildungskraft schon den ganzen Tag gefangen und auch jetzt konnte ich durch nichts von seiner Spur abgebracht werden.

Der Abend brach an. Die Reisenden lasen ihre Zeitungen zwei- oder dreimal. Einige versammelten sich um das Feuer und erzählten lange Geschichten über ihre Pferde, ihre Abenteuer, Unfälle und Missgeschicke. Sie wogen die Vorteile verschiedener Kaufleute und Gasthäuser gegeneinander ab. Währenddessen nahmen sie ihren Schlummertrunk zu sich, und zwar Gläser mit starkem Weinbrand, Wasser und Zucker, oder ähnliche Mixturen; danach läutete einer nach dem anderen nach dem Hausknecht und dem Dienstmädchen und machte sich in alten Schuhen, die zu unglaublich unbequemen Hausschuhen zurecht geschnitten waren, auf zu Bett.

Nur ein Mann war noch übrig, ein kurzbeiniger plethorischer Kerl, eine Sitzgröße, mit langem Oberkörper und sandfarbenem Haar. Er saß alleine an einem Tisch mit einem Glas Portglühwein und einem Löffel, bald nahm er einen Schluck, dann rührte er um, sann nach,

nahm wieder einen Schluck, bis außer dem Löffel nichts mehr übrig war. Allmählich döste er ein, aufrecht in seinem Sessel sitzend, mit dem leeren Glas vor sich, sogar die Kerze schien zur Gesellschaft einzuschlafen, der Docht wurde lang und schwarz, vegetierte nur noch dahin und dämpfte so das matte Licht, das den Raum kaum noch erhellte. Die Düsternis, die jetzt herrschte, war ansteckend. An den Wänden hingen die formlosen, fast gespenstischen Kutschermäntel der Reisenden, die schon lange in tiefem Schlaf lagen. Ich hörte nur das Ticktack der Wanduhr vermischt mit den tiefen Atemzügen des schlafenden Zechers und dem Klatschen der Regentropfen vom Dachfirst. Die Kirchenglocken läuteten Mitternacht. Plötzlich begann der dicke Herr über mir zu gehen, ganz langsam, vorwärts und rückwärts. Es klang unheimlich, besonders für jemanden, dessen Nerven so gereizt waren wie meine. Die gespenstischen Übermäntel, das gutturale Atmen und die knarrenden Schritte des geheimnisvollen Wesens! Seine Schritte wurden immer schwächer und verstummten schließlich ganz. Ich konnte es nicht mehr ertragen, meine Anspannung ließ mich zum romantischen Helden werden. „Sei er wer oder was auch immer“, sagte ich mir, „ich muss ihn sehen.“ Ich packte eine Kerze und eilte Richtung Nummer 13. Die Tür stand weit offen. Ich zögerte, dann betrat ich das Zimmer: Es war verlassen. An einem Tisch stand ein großer, breiter Ohrensessel, auf dem Tisch ein leerer Becher, daneben lag ein Exemplar der Times und der Raum roch stark nach Stilton Käse.

Der geheimnisvolle Fremde hatte sich offensichtlich gerade zurückgezogen. Zutiefst enttäuscht ging ich Richtung meines Zimmers, das auf die Vorderseite des Hauses verlegt worden war. Als ich den Flur entlang wanderte, sah ich ein Paar große Stiefel mit schmutzigen, gewichsten Spitzen vor der Tür zum Schlafzimmer. Zweifellos gehörten sie dem Unbekannten. Es war allerdings nicht geraten, eine so gewaltige Persönlichkeit in ihrem Bau zu stören, sie könnte eine Pistole oder Schlimmeres auf meinen Kopf abfeuern. Ich begab mich also zu Bett, wo ich die halbe Nacht in einem schrecklich nervösen Zustand wach lag; sogar in meinen Träumen wurde ich von dem dicken Herrn mit den gewichsten Stiefeln heimgesucht.

Ich schlief bis tief in den Vormittag und wurde erst von Geschäftigkeit und Unruhe im Haus geweckt, die mir anfangs unverständlich waren. Erst als ich richtig wach war, bemerkte ich eine Postkutsche bereit zur Abfahrt. Plötzlich ertönte Geschrei von unten: „Der Herr hat seinen Schirm vergessen! Hol den Schirm von Nummer 13!“ Ich hörte das keuchende Hasten des Zimmermädchens über den Flur und ihre schrille Antwort: „Hier ist er! Hier ist der Schirm des Herrn!“

Der geheimnisvolle Fremde stand also im Begriff abzureisen. Nun war die einzige Chance für mich, ihn je zu sehen. Ich sprang aus dem Bett, rannte zum Fenster, riss den Vorhang beiseite und erhaschte gerade noch einen Blick auf die Rückseite einer Person, die in den Wagen stieg. Durch den Schlitz im braunen Mantel hatte ich eine ausgezeichnete Sicht auf den breiten Boden einer graubraunen Kniebundhose. Die Tür wurde geschlossen. „Los“ – war noch zu hören, die Kutsche setzte sich in Bewegung und das war alles, was ich je von dem dicken Herrn sah.

## Das gebrochene Herz

..... Nie hörte ich

Von wahrer Zuneigung, die nicht Kummer

Entstellte, wie die Raupe die Blätter

Des Frühlings süßestes Buch benagt, die Rose.

*Thomas Middleton.*

Wie oft werden Liebesgeschichten von jenen belächelt, die mit den Jahren den zarten Gefühlen, die frühe Verliebtheit mit sich bringt, entwachsen oder mit den materialistischen Werten eines Lebens, das nur auf oberflächlichen Vergnügungen basiert, aufwachsen und romantische Erzählungen als pure Erfindung der Romanciers und Dichter abtun. Meine Betrachtungen der menschlichen Natur lehrten mich allerdings eine andere Sichtweise. So gelangte ich zu der Überzeugung, dass auch in den Untiefen des kältesten Herzens latentes Feuer schlummert, das heftig und ungestüm ausbrechen und verheerende Auswirkungen haben kann, wenn es einmal entzündet wird. Das gilt auch für jene, deren Gefühlsleben durch die Nöte und Irrungen des Lebens erkaltet ist oder jene, die im Umgang mit der sogenannten guten Gesellschaft lernten, ihre Gefühle hinter der Maske eines undurchdringlichen Lächelns zu verbergen. Wahrhaftig, ich bin eine treue Anhängerin der blinden Gottheit und folge ihren Doktrinen bis ins kleinste Detail. Soll ich alles gestehen? – Ich glaube an gebrochene Herzen und an die Möglichkeit aus enttäuschter Liebe zu sterben. Ich bin keinesfalls der Auffassung, dass dies eine Krankheit ist, die mein Geschlecht auslöschen wird, aber ich denke tatsächlich, dass viele liebende Frauen durch sie ein frühes Grab fanden.

Ein Mann hat von Natur aus vielerlei Interessen und Ehrgeiz. Seine Anlagen führen ihn auf direktem Weg in die Kämpfe und Betriebsamkeit unserer Welt. Die Liebe ist für ihn nur die Verschönerung, eine Art Dekoration, seiner frühen Jahre, ganz wie eine schöne Pausenmusik zwischen den Akten des Lebensschauspiels. Er ist auf der Suche nach Ruhm, Reichtum, nach einem nachhaltigen Platz in der Erinnerung seiner Mitmenschen sowie nach Dominanz in der gesellschaftlichen Hierarchie. Das Leben einer Frau ist jedoch eine Historie der Gefühle. Das Herz ist ihre Welt: Dort strebt ihr Ehrgeiz nach Herrschaft, dort stillt sie ihr Verlangen nach versteckten Schätzen. Sie sendet ihr Mitgefühl auf Abenteuer aus, ihre Seele schickt sie aufs Meer hinaus, beladen mit Gefühlen als Handelsgut, und wenn ihr Seelenschiff untergeht, ist ihre Lage hoffnungslos – denn es ist ein Bankrott des Herzens.

In einem Mann mag eine Enttäuschung in Liebesdingen Bitterkeit wecken, seine Gefühle veletzten und einige Hoffnung auf vermeintliches Glück zunichte machen, aber er ist ein aktives Wesen, er kann in den verschiedensten Beschäftigungen Zerstreuung finden oder sich ins pure Vergnügen stürzen; wenn ihm zu schmerzliches Andenken seinen Aufenthaltsort verleidet, kann er je nach Geschmack seinen Wohnort wechseln, die „morgendlichen Flügel“ ausbreiten und „in die entferntesten Gebiete der Erde fliegen, um dort Ruhe zu finden“, wie Lawrence Sterne jenen rät, die ihren Seelenfrieden suchen.



Das Leben einer Frau jedoch ist im Vergleich dazu an einen Ort gebunden, sie lebt zurückgezogen und ist oft ihren Gedanken und Gefühlen überlassen; wenn diese als Botschafter der Trauer und des Leids fungieren, wo soll sie dann Trost finden? Ihr Schicksal ist es, umworben und schließlich gewonnen zu werden, und wenn ihre Liebe unglücklich endet, ist ihr Herz wie eine Festung, die erobert, geplündert, verlassen und am Ende trostlos dem Verfall preisgegeben wurde.

Wie viele strahlende Augen verlieren ihren Glanz, wie viele weiche Wangen werden bleich, wie viele hübsche Gestalten schwinden nach und nach ins Grab und niemand kennt den Grund für ihren Untergang! Wie eine Taube ihre Flügel anlegt, um den Pfeil, der tief in ihr steckt, zu bedecken und zu verstecken, so ist es der Frau zur zweiten Natur geworden, vor ihrer Umgebung die Qual einer unerfüllten Liebe zu verbergen. Die Liebe einer sanften Frau ist immer scheu und still. Sogar mitten im Liebesglück gesteht sie sich ihre Seligkeit kaum selbst ein, umso mehr vergräbt sie ihr Unglück tief in ihrer Brust, wo es inmitten der Ruinen ihres Seelenfriedens kauert und vor sich hin brütet. Ihr Lebenswunsch blieb unerfüllt, ihre Lebensfreude ist erloschen. Sie vernachlässigt all die fröhlichen Unternehmungen, die Herz und Seele erfreuen, die Lebensgeister wecken und den Körper in Schwung halten. Ihre Ruhe ist dahin, die ersehnte und so notwendige Erholung durch den Schlaf wird durch schwermütige und düstere Träume vergiftet – „trockene Trauer trinkt ihr Blut“, wie Shakespeare so treffend feststellt – und ihr geschwächter Körper ist anfällig für jede Krankheit. Wenn du sie nach längerer Abwesenheit aufsuchen willst, wirst du ihre Verwandten und Freunde an ihrem viel zu frühen Grab weinen sehen und alle werden sich fragen, wie es denn kommen konnte, dass eine, die noch vor kurzem vor Gesundheit strotzte und deren Schönheit strahlte, so schnell der Dunkelheit und den Würmern anheim fallen sollte. Sie werden dir von einer Erkältung berichten, von einem unbedeutenden Infekt, der ihr zu schaffen machte, doch niemand kennt die seelische Krankheit, die zuvor ihre Kraft aussaugte und sie zur leichten Beute für den endgültigen Spielverderber machte.

Sie ist wie ein zarter Baum; Stolz und prächtiger Mittelpunkt eines stattlichen Gehölzes; herrlich gewachsen, mit buntem Blattwerk ausgestattet, aber von einem Wurm befallen, der in seinem Innersten nagt. Wir beobachten, wie er plötzlich kahl wird, wenn er gerade in vollem Saft stehen sollte. Wir sehen, wie er die Äste zu Boden sinken lässt, wie Blatt um Blatt abfällt, bis das übrig gebliebene Baumskelett im windstillen Wald einfach umfällt und an der schönen Baumruine geraten wir ins Grübeln, vergebens versuchen wir uns an den Blitzstrahl zu erinnern, der dieses wunderbare Geschöpf zu Fall gebracht haben könnte.

Ich habe tatsächlich viele Frauen erlebt, die dahin siechten und sich selbst aufgaben, allmählich von der Erde verschwanden, als wären sie gegen den Himmel hin ausgeatmet worden: Immer wieder versuchte ich der Ursache ihres Todes auf die Spur zu kommen, indem ich den verschiedenen Stadien ihres Verfalls nachspürte, der Auszehrung, den Erkältungen, der Erschöpfung, Ermattung und Melancholie, bis ich auf die ersten Symptome enttäuschter Liebe stieß. Erst kürzlich wurde mir ein Beispiel für meine These erzählt; die

Umstände sind in dem Land, wo sich das Ganze zutrug, wohlbekannt, und ich werde die Begebenheit getreulich wiedergeben, so wie sie mir erzählt wurde.

Jeder wird sich an die tragische Geschichte des jungen E..., des irischen Patrioten, erinnern; sie ist zu bewegend, um schnell in Vergessenheit zu geraten. Während der Unruhen in Irland wurde er vor Gericht gestellt, verurteilt und hingerichtet, angeklagt war er des Verrates. Sein Schicksal hinterließ einen tiefen Eindruck und brachte ihm viel öffentliche Sympathie ein. Er war so jung, so intelligent, so großherzig, so tapfer, kurz und gut, er war mit allem ausgestattet, das wir an einem jungen Mann bewundern und mögen. Sein Auftreten im Prozess war ebenfalls tadellos, unerschrocken und ungebrochen. Die edle Empörung, mit der er die Anklage des Landesverrates zurückwies, die eloquente Verteidigung seines Namens, sein herzerreißender Appell an die Nachwelt in der hoffnungslosen Stunde seiner Verurteilung, all dies grub sich tief in jedes fühlende Herz, sogar seine Feinde beklagten die strenge Rechtsauffassung, die seine Hinrichtung unumgänglich scheinen ließ.

Ich möchte hier jedoch von einem Herzen berichten, dessen Seelenqualen unmöglich beschrieben werden können. In glücklicheren Tagen, unter besseren Sternen, hatte E. die Zuneigung eines schönen, klugen Mädchens gewonnen, der Tochter eines berühmten irischen Rechtsanwaltes. Sie liebte ihn mit der reinen Leidenschaft der ersten, jungen Liebe und als sich die weltliche Macht gegen ihn richtete, als er allen Besitz verlor, Schande seinen Namen befleckte und überall Gefahr auf ihn lauerte, liebte sie ihn umso mehr für die Leiden, die er zu erdulden hatte. Wenn sein Schicksal sogar das Mitgefühl seiner Feinde weckte, welche Qualen muss sie, deren ganzer Lebensinhalt er war, die ausschließlich sein Bild im Herzen trug, ausgestanden haben. Das können nur die nachfühlen, die zusehen mussten, wie sich die Grabplatte plötzlich auf jene herabsenkte, die sie auf dieser Erde am meisten liebten; die am Grab saßen, als wären sie hinausgestoßen in eine kalte, einsame Welt, aus der alles Liebliche und Liebende verschwunden war.

Ist also das Grab eines geliebten Menschen an sich wie eine tiefe Wunde, um wie viel heftiger müssen wir uns das Grauen eines solchen Grabes, wie das von E..., vorstellen, so entsetzlich, so schändlich! Nichts konnte der Erinnerung Trost bieten und den Abschiedsschmerz lindern; keine der zwar traurigen, doch im Rückblick tröstlichen Szenen, welche die letzte Begegnung in freundlichem Licht erscheinen lassen, fand statt, nichts, das die Trauer in den seligen Tränen lindert, die wie Tau vom Himmel fallend die Abschiedsstunde wieder aufleben lassen.

Ihre Einsamkeit wurde noch trostloser, weil sie sich durch ihre unglückliche Liebe den Unwillen ihres Vaters zugezogen hatte, der sie aus seinem Haus verbannte. Wären jedoch Mitgefühl und freundliche Gesten ihrer Freunde und Verwandten imstande gewesen, eine Seele, so geschockt und verstört ob des erlebten Grauens, wieder aufzurichten, hätte es ihr an Trost nicht gefehlt, denn die Iren sind ein Volk, dem es an Zartgefühl und Großherzigkeit nicht mangelt. Von wohlhabenden, angesehenen Familien wurde sie mit ausgesuchten, liebevollen Aufmerksamkeiten bedacht. Sie wurde zu gesellschaftlichen Ereignissen mitgenommen, ihre Freunde versuchten, sie durch Beschäftigung und allerlei vergnügliche

Unterhaltungen von ihrer Trauer abzulenken und die tragische Geschichte ihrer Liebe aus ihren Gedanken zu vertreiben. Doch alles vergebens! Es gibt Schicksalsschläge, die eine Seele zerstören, die das innerste Zentrum des Lebenswillens vernichten, so dass daraus weder Knospe noch Blüte wachsen kann. Sie ließ sich zu den gängigen Unterhaltungen mitnehmen, doch sie war an jenen Plätzen genauso allein wie in ihrer tiefsten Einsamkeit. In Gesellschaft bewegte sie sich in traurige Träumerei versunken, anscheinend ohne die Welt um sich wahr zu nehmen. Sie trug in sich einen Kummer, der allen Überredungskünsten der Freunde widerstand und „nicht dem Lied des Zauberers folgte, so zauberhaft es auch klingen mochte“.

Die Person, die mir diese Geschichte erzählte, war ihr auf einem Maskenball begegnet. Eindringlicher und schmerzlicher kann der Anblick tiefsten Unglücks kaum erscheinen als in Kontrast mit dem bunten Treiben solch eines Anlasses. Sie wie ein Gespenst umherirren zu sehen, einsam und freudlos, wo alle um sie herum heiter und vergnügt waren! Im fröhlichen Kostüm sah sie so bleich und gramgebeugt aus, als hätte sie vergebens ihr armes Herz in die Falle eines kurzzeitigen Vergessens gelockt. Nachdem sie durch die fröhlich dekorierten Räume und die ausgelassene Menge wie eine völlig Abwesende gewandelt war, setzte sie sich auf die Stufen des Orchesterraumes, wo sie mit nach innen gewandtem Blick verharrte. Während sie die vergnügte Gesellschaft um sie herum kaum wahr zu nehmen schien, begann sie mit der Unberechenbarkeit eines kranken Herzens leise eine traurige Melodie zu singen. Sie hatte eine schöne Stimme, doch bei dieser Gelegenheit klang sie so ätherisch, so berührend, war purer Ausdruck tiefster Verzweiflung, dass sie damit eine stumme Gruppe von Zuhörern anzog, die sie zu Tränen rührte.

Das Schicksal einer jungen Frau, so treu und zartfühlend, musste in einem Land, das für seine Schwärmerei und Begeisterungsfähigkeit bekannt ist, großes Interesse erregen. Und so gewann sie das Herz eines tapferen Offiziers, der sie umwarb und dachte, eine, die einem Toten so innig die Treue hielt, konnte doch nur liebevoll und zärtlich zu einem Lebenden sein. Sie wies ihn zurück, da ihre Gedanken nach wie vor ausschließlich um ihre erste Liebe kreisten. Er hingegen ließ sich nicht abweisen, er bemühte sich nicht um ihre Zuneigung, sondern vielmehr um ihre Achtung. Sein Werben wurde sowohl durch ihr Wissen um seinen Wert als auch um ihre materielle Not unterstützt, war sie doch völlig auf die Hilfe ihrer Freunde angewiesen. Kurz gesagt, schließlich nahm sie seinen Antrag an, ließ ihn aber nicht im Zweifel darüber, dass ihr Herz für immer einem anderen gehörte.

Er reiste mit ihr nach Sizilien, in der Hoffnung, dass ein Ortswechsel die Erinnerung an frühen Kummer auslöschen möge. Sie war eine freundliche und vorbildliche Ehefrau und bemühte sich, auch eine glückliche zu sein; doch nichts konnte die stille und verzehrende Melancholie heilen, die von ihrer Seele Besitz ergriffen hatte. Langsam doch unaufhaltsam siechte sie dahin und sank schließlich in ein frühes Grab – das Opfer eines gebrochenen Herzens.

Sie hinterließ ein Kind, eine liebliche Tochter, die sie gemeinsam mit einer treuen Bediensteten während ihrer letzten Krankheit mit großer Fürsorge pflegte. Unmöglich die Trauer dieses liebe- und kummervollen Kindes angesichts des Todes ihrer geliebten Mutter zu schildern und nichts außer den Segnungen der Religion konnte ihr Trost bieten, so tief und herzerreißend war ihr Kummer.

Über diese empfindsame und unglückliche Dame verfasste Thomas Moore, der hervorragende irische Dichter, folgende Zeilen:

Fern von dem Land, wo ihr junger Held schläft,

Seufzen Liebende um sie;

Doch kalt wendet sie sich ab und weint,

Denn ihr Herz ruht in seinem Grab!

Sie singt das wilde Lied ihrer geliebten Heimat,

Jede Note, die er liebte, erweckt sie von Neuem -

Ah! Kaum denken jene, die sich an ihrem Gesang erfreuen,

An das brechende Herz der Sängerin.

Für seine Liebe lebte er, für sein Land starb er,

Sie waren alles, was ihn ans Leben band, -

Nicht so bald werden die Tränen seines Landes trocknen,

Nicht lange wird seine Geliebte ohne ihn bleiben.

Oh! Grabt ihr ein Grab, wo die Sonnenstrahlen ruh'n,

Wenn sie ein glorreiches Morgen versprechen;

Scheinen werden sie in ihren Schlaf wie ein Lächeln aus dem Westen

Ihrer geliebten Insel der Trauer.

## Nathan und David

Der Monarch kniete und im Staub  
Bekante er seine Sünde und Schande;  
Und Gott vergab dem Schuldigen,  
Der seinen Namen anrief.

Mit Tränen und Gebeten gewann er  
Vergebung von ganz oben;  
Obwohl er kaum wagte  
Sein trübes, bittendes Auge zum Himmel zu erheben.

Gott verhüte, dass wir je so tief sinken  
Unter die Herrschaft der Schuld,  
Wie dieser König, dem Blut  
Auf der Seele lastete.

Aber die Samen der Trauer und Untat  
Keimen in jedem Herzen;  
Wer kann in seine Seele schauen  
Und sagen, er kenne keine Sünde?

Lehre uns, oh Herr, zu weinen und zu beten  
Und das demüt'ge Knie zu beugen;  
Denn was außer Reue und Gebet  
Kann auf deine Gnade hoffen?

## Die Unsterblichkeit der Liebe

Die sündigen, die uns sagen, dass Liebe sterblich sei!

Mit dem Leben schwinden all unsere anderen Leidenschaften,

Sie sind nur Eitelkeit,

Im Himmel wohnt kein Ehrgeiz,

Keine Habsucht in den Gruften der Hölle;

Erdebunden sind die Leidenschaften der Erde,

Sie vergehen, wo sie geboren wurden:

Doch die Liebe ist unzerstörbar,

Ihre heilige Flamme brennt für immer.

Vom Himmel kam sie, zum Himmel wird sie zurückkehren:

Auf Erden oft ein bekümmertes Gast,

Manchmal betrogen, manchmal unterdrückt,

Wird sie hier auf die Probe gestellt und geläutert,

Im Himmel erlangt sie dann Ruhe und Frieden,

Hier mit Mühsal und Sorge gesät,

Dort wird die Liebe geerntet.

Oh! Wenn eine Mutter dort oben

Ihren verstorbenen Säugling trifft,

Wird ihr dann nicht, für ihre Schmerzen und Ängste,

Die qualvollen Tage, die durchwachten Nächte,

Für all ihre Trauer, all ihre Tränen,

Überreiche Freude zuteil?

## Der Junge von Egremond

„Sag, was bleibt, wenn alle Hoffnung verloren?“

Sie antwortete: „ Endloses Weinen!“

Denn sie las im Auge des Hirten,

Der schlafend auf seinem Leichentuch lag.

Zu Embsay läutete die Morgenglocke,

Der Bock erhob sich vom Vlies;

Im Zusammenklang schwollen die Laute an, verstummt,

Und am Kai flog ein Reiher;

Als nahe der Waldhütte,

Gekleidet in Tartan und Waldgrün,

Mit dem Jagdhund an der Leine und dem Falken im Wald;

Der Junge von Egremond gesehen wurde.

Vergnügt war sein Lied, ein Lied aus alten Zeiten;

Doch an der Felsspalte,

Wo der Fluss durchtost,

War seine Stimme nicht mehr zu hören!

Nur ein Schritt! Den Abgrund überquerte er;

Aber dieser Schritt – es war sein letzter!

Als er durch den Nebel seinen Weg suchte,

(Eine Wolke, die Tag und Nacht über dem Wald schwebt),

Fiel der Jagdhund und zog auch

Seinen Herrn und den Falken nach.

## Der Deserteur

Es ist zu befürchten, dass jene Leser und Leserinnen stetig weniger werden, die sich noch an die Anfänge der Unruhen in Britisch Amerika und den blutigen Krieg, der daraus zwischen dem Mutterland und den rebellischen Kolonien erwuchs, erinnern. Die meisten unserer Landsleute haben allerdings von den enormen Anstrengungen gelesen, die das damalige Kriegsministerium in allen Teilen des Königreiches unternahm, um Soldaten zu rekrutieren, Seeleute zu requirieren oder, wie es in manchen Teilen des Landes auch genannt wird, zu schanghaien, und eine Truppe auszurüsten, welche imstande wäre, den Aufstand schnellstens zu unterdrücken, die aufsässigen Siedler zur Aufgabe zu nötigen und der britischen Krone eines ihrer schönsten und bedeutendsten Besitztümer zu erhalten.

Im Sommer 1774 marschierte ein Rekrutierungstrupp eines Hochlandinfanterieregiments durch die Straßen einer Stadt im Westen Schottlands. Sie stellten allerlei Kriegsutensilien zur Schau und von den Spitzen ihrer Standarten hingen lange seidene Geldbeutel, aus denen Goldstücke verlockend blitzten, gedacht als Handgeld für all die wackeren jungen Männer, die geneigt waren oder zumindest überredet werden konnten, eine Kokarde im Dienste des Königs zu tragen. Unmöglich, sich dem Anblick des glitzernden Goldes zu entziehen, denn es war ein strahlend sonniger Tag und ein großer, lebenslustiger Korporal mit kräftigen Lungen brüllte laut und wild, er übertönte sogar das Lärmen der Sackpfeifer, die das Gold begleiteten, das über seinem Kopf klimperte und auf welches er immer wieder bedeutsam, mit weit ausladenden Gesten, zeigte.

Den Schluss der Prozession bildete eine lange Reihe militärischer Neulinge in bunter Alltagskleidung in der typischen Unordnung und Unbeholfenheit von Zivilisten; einige schrien laut und unaufhörlich Hurra, andere sangen, manche schienen einfach nur glücklich und nicht wenige von ihnen sinnlos betrunken. In der ersten Reihe dieser Rekruten marschierte ein großer, blonder, gutaussehender Bursche, etwa einundzwanzig oder zweiundzwanzig Jahre alt. Er trug einen blauen Rock und eine ebensolche Hose, ein scharlachrotes Wams sowie Schnallen an seinen Schuhen, die auf eine bessere gesellschaftliche Stellung schließen ließen als die jener, die sich üblicherweise als Soldaten von einem königstreuen Regiment anwerben ließen. Er beteiligte sich nicht an den Narreteien seiner Kameraden, sondern schien vielmehr willens, sich der öffentlichen Aufmerksamkeit zu entziehen, während seine Miene Niedergeschlagenheit ausdrückte, die von Gefühlen zeugte, weit entfernt von dem stürmischen Tumult, den obszönen Späßen und der pöbelhaften Heiterkeit um ihn.

Malcolm Lennox, so hieß der besagte Rekrut, stammte aus einer der nordwestlichen Provinzen Schottlands, wo sich seine Familie niedergelassen hatte und wo es sein Vater, ein Viehzüchter mit zahlreichen Herden, durch landwirtschaftliche Verbesserungen und durch die Einführung gewisser industrieller Hilfsmittel ins Hochland, die bis dahin nur im schottischen Tiefland gängig waren, zu beträchtlichem Reichtum gebracht hatte. Malcolm war der jüngste seiner vier Söhne.

Unglücklicherweise hatte er sich jedoch ohne Zustimmung seiner Eltern auf eine Heirat eingelassen und die Konsequenzen waren nun, dass er, vom Vater verstoßen, völlig auf sich allein gestellt war. Seine Gemütsverfassung war aufgrund wiederholter Beleidigungen und Unverschämtheiten, denen er sich durch seinen sozialen Abstieg ausgesetzt sah, äußerst bedrückt und sein Herz schwer von widersprüchlichen Emotionen wie verletztem Stolz und Gram, welche der daran Leidende oft weder den sanften Bitten der Freunde noch dem stürmischen Flehen der Geliebten anvertraut.



Die Armut allerdings, so bitter sie und ihre Folgen auch sein mochten, war nicht die alleinige Ursache für Malcolms Unglück. Auch ließ sich die Handlungsweise seiner Eltern weder durch eine unangemessene Liebe noch eine übereilte oder unbesonnene Leidenschaft allein erklären, genau so wenig wie eine Ungleichheit der gesellschaftlichen Stellung der Grund sein konnte. Die Familie seiner Frau war mindestens ebenso respektabel wie seine eigene; und sie selbst entzückte zusätzlich zum Charme eines hübschen Landmädchens von siebzehn Jahren durch ihre Unschuld, ihre rührende Einfachheit, ihre Aufrichtigkeit und ihre vollkommene Hingabe an ihren Ehemann und dessen Interessen. Ihr Vater war ein kleiner Landbesitzer, dessen Besitz, Einfluss und Einkünfte sich allmählich und im selben Maße verringerten, als die von Lennox Senior anwachsen. Der stolze, aber kleingeistige Gutsherr erachtete die Unternehmungen des aus dem Tiefland stammenden Mannes als Beweis für seine gewöhnliche Herkunft und ihn selbst und seine Familie, obwohl sie Pächter des Clan-Oberhauptes, des großen Herzogs von Argyle selbst waren, als Eindringlinge. Lennox war sich dessen wohl bewusst und umgekehrt behandelte er seinen Nachbarn mit gleichem Hochmut, der sich mit seinem wachsenden Wohlstand noch vergrößerte. So entwickelte sich also eine gegenseitige Abneigung zwischen den beiden Familien, die mit der Zeit zu solch einer Verbitterung führte und in solche Wut umschlug, dass jeglicher Vermittlungsversuch zwischen den Parteien absolut vergeblich war. Die Antwort auf die Frage, wie inmitten dieser tiefen Feindschaft eine zarte Liebe erblühen konnte, überlasse ich am besten jenen, die darin geübt sind, die Geheimnisse der Liebe zu erklären. Mit Shakespeare möchte man ausrufen: „Zum Henker mit beiden Häusern!“

So kam es also, dass dieselben Umstände, die für den Ausschluss des jungen Mannes aus seiner Familie verantwortlich waren, ihn auch zu einem unerwünschten Außenseiter in seiner angeheirateten Familie machten. Die Fürsprache von Freunden brachte nicht nur keinen Erfolg, sondern fachte die Flammen des Familienzistles noch an, anstatt sie zu löschen; sodass ein Bündnis, das gut und gerne Frieden bewirken hätte können, zu neuerlichen Feindseligkeiten führte, die schließlich Misstrauen, Ärger und Unruhe zwischen dem jungen Lennox und seiner noch jüngeren Gefährtin stifteten.

Ein moderner Poet mahnt uns, dass „flüsternde Zungen die Wahrheit vergiften können“; und Pope spricht von Freunden, von denen jedes Wort „Rufmord begehe“. Wie es scheint, traf gerade dies bei unserem unseligen Paar ein; denn kaum war das erste Jahr ihrer Ehe vergangen, als auch schon Zwietracht über ihrem einsamen Heim brütete, jeder Tag brachte irgendeine müßige Märe, eine verächtliche Bemerkung, eine übertriebene Beleidigung, entweder von einer Schwester, einem Bruder oder sonst einem Mitglied einer ihrer Familien in die Welt gesetzt oder zumindest unwidersprochen hingenommen. Und so scheint es fast unvermeidlich, dass zusätzlich zu den Vorurteilen aller Beteiligten auch Eifersucht die Zwistigkeiten anfachte; bis schließlich eine Liebe, warm wie ein Sonnenstrahl im tiefen Tal, eine Wahrheit so rein wie ein Bergquell und Unschuld so fern von jeglichem Verdacht und Tadel wie die Erde vom Himmel, Zweifel, Kleinmut und ehelichem Missverständnis zum Opfer fielen.

Malcolm, der sein Zuhause als Kriegszone erlebte, seine Ehe als ein Bett von Dornen und die Bande der Ehe als Anlass zu Streit zwischen Menschen, denen er zwar die Loyalität eines Kindes schuldete, aber nicht die Unterwürfigkeit eines Sklaven, entschloss sich, nach vielen qualvollen Kämpfen mit seinem Gewissen, seine junge Frau und den kleinen Sohn in der Obhut ihrer Familie zu lassen und sie und sein kleines Tal ohne Abschied zu verlassen. Also machte er sich still und heimlich aus dem Staub, zog ins Tiefland, änderte seinen Namen und meldete sich zu einem Infanterieregiment. Und so, nachdem er einen Tag, wie bereits beschrieben, durch die Stadt paradiert war, marschierte er mit

seiner Truppe am nächsten Morgen in den Westen Englands, wo er eine schnelle und flüchtige militärische Grundausbildung absolvierte und gleich darauf nach Amerika eingeschifft wurde.

Wir werden ihn nun nicht durch all die aufregenden und bewegenden Szenen begleiten, in die ihn sein neuer, ihm damals allerdings vollkommen entsprechender Lebensentwurf im Einzelnen führte. Kurz zusammengefasst: Er nahm an der Eroberung von Long Island und New York teil und wurde in der Schlacht von Broad River schwer verwundet. In seinem ersten Gefecht nach seiner Wiederherstellung wurde er gefangen genommen und nach der äußerst freundlichen und entgegenkommenden Behandlung durch seine Gegner schloss er sich, teils durch Versprechungen verführt, teils aus Angst, er müsse nach Beendigung der Feindseligkeiten nach Hause zurückkehren, dem Heer George Washingtons (bzw. George Washington, Esquire, wie er damals genannt wurde) an. Und sieh da, bald stieg er in der Rang eines Subalternoffiziers auf.

Dieser rasche Aufstieg diente jedoch nur dazu, seine Seelenqualen und die emotionale Verwirrung, die ihn bedrückten, zu vergrößern. So fühlte er sich durch seinen Erfolg beim Feind als Engländer gebrandmarkt, was nicht einmal durch die ehrenvollen Wunden, die er im Dienste seines Königs erhalten hatte, gesühnt werden konnte, zumindest nicht in den Augen seiner Landsleute, außerdem konnte er weder die ihm zugefügten Beleidigungen noch die Ansprüche, die seine von ihm doch einst geliebte Frau und ihr kleines Kind in jenem nun so fernen Land an ihn hatten, vergessen. Der Friedensvertrag zwischen Großbritannien und den jetzt unabhängigen Staaten wurde schließlich unterzeichnet und im Zusammenhang damit wurde jenen Untertanen des Königs, die offensichtlich in einem Moment völliger geistiger Verwirrung die Waffen gegen ihr Mutterland erhoben hatten, Strafflosigkeit gewährt.

Malcolm Lennox jedoch war davon überzeugt, dass ihm diese Amnestie in Schottland weder Sicherheit noch eine freundliche Aufnahme gewähren würde und so beschloss er, sich in Virginia anzusiedeln und sich als Tabakzüchter zu versuchen.

Bald brachte er es zu beachtlichem Wohlstand und das half ihm auch Freunde zu gewinnen, doch weder Reichtum noch der wachsende Freundeskreis erleichterten ihm die Bewältigung seiner seelischen Konflikte. Er spürte das verhasste Brandzeichen des Verräters und Überläufers auf seiner Stirn, der seine Fahne im Stich gelassen und gegen sein Land gekämpft hatte. Er wagte es nicht, nach Schottland zurückzukehren, er hatte Angst, irgendjemandem seinen richtigen Namen zu nennen und ihm graute vor den Folgen, würde er mit seinen Verwandten in Kontakt treten oder nach Verbleib und Wohlergehen seiner Frau und seines Sohnes forschen. Zehn Kriegsjahre und ebenso viele Friedensjahre waren vergangen, in denen er weder von seiner Frau, seinem Sohn noch von seiner Heimat gehört hatte und so viel er wusste, hatte niemand in seiner Familie eine Ahnung davon, dass er noch lebte. Schließlich jedoch siegte die Heimatliebe über seinen Stolz und der Abglanz seiner ersten großen Liebe überwand seine Scham: Er verkaufte seinen Besitz in Übersee und kehrte nach Britannien zurück.

Obwohl die Szenen seiner Kindheit so fern schienen und die Reifejahre bitter genug, um die Erinnerung an glücklichere Zeiten größtenteils auszulöschen, erweckte doch der erste Anblick der kahlen, blauen Hügel, die in der Ferne in morgendlicher Glut leuchteten, seine jugendlichen und zärtlichsten Erinnerungen, als sich das Schiff der schottischen Küste näherte. Im Geiste durchstreifte er das wilde Tal und bestaunte den windumtosten Berg, an dessen Fuß er geboren wurde, und gleichgültig wie unfruchtbar dieser Flecken war, er liebte ihn umso mehr je weniger die anderen davon hielten. Er vermeinte die schroffe Felsenspitze und die graue Esche, die er als Bub so oft

erklommen hatte, vor sich zu sehen; das von Birken bewachsene enge Tal, das er tagaus, tagein erkundete; und den Weißdornstrauch, in dessen Schatten er einst die Geliebte zum heimlichen Stelldichein traf, jene, die er so grausam verlassen hatte, was ihm erst jetzt in aller Ungeheuerlichkeit bewusst wurde. Da traten ihm Tränen in die Augen und er, dem in den langen Jahren der Verbitterung zarte Gefühle fremd geworden waren, weinte wie ein kleines Kind, als er darüber nachsann, dass die Frau, die er so schmachlich verlassen hatte, vielleicht in Armut und voll Trauer gestorben war, dass er seine Frau und sein Kind der Gnade einer herzlosen Welt ausgeliefert haben mochte und dass seine Brüder und Schwestern sein Erbe, von dem er und seine Familie gut und glücklich leben hätten können, wäre er nur zu Hause geblieben, unter sich aufgeteilt hatten. Überwältigt von seinen Emotionen sank er auf den Schandeckel und er meinte, sein Herz müsse ihm brechen.

Eines goldenen Septemberabends erreichte er endlich das kleine Dorf am Ufer der Flussmündung, an deren anderen Seite die Farmgebäude und Schafhürden seines Vaters standen, als er sie das letzte Mal sah. Die Siedlung war deutlich größer geworden und die Fähre, die bei seiner letzten Überfahrt ein alter Mann steuerte, hatte ebenfalls an Größe zugelegt und wurde jetzt von einem jungen Schiffer gelenkt, dessen Gesichtszüge ihm vollkommen fremd waren.

Er war darauf bedacht, das andere Ufer nicht vor der Abenddämmerung zu erreichen, um die Gefahr, erkannt zu werden, zu umgehen; er hatte beschlossen, sein Inkognito so lange zu wahren, bis er mit eigenen Augen die Veränderungen, die während seiner langen Abwesenheit eingetreten waren, erkundet und still jeden zusätzlichen Kummer, der ihm auferlegt sein mochte, ertragen hatte. Sowohl die harten Kriegsjahre als auch die Sonne Virginias würden im Bund mit der zunehmenden herbstlichen Dämmerung ein Wiedererkennen seiner Person wohl verhindern. Seine Locken hatten sich gelichtet und der spärliche Rest war weiß geworden; der Teint, einst weich und rosig, war nun rau und gebräunt, über seine Stirn zog sich eine lange Narbe; und so manche Falte hatte sich tief in ein Gesicht gegraben, das von Natur aus offen und großzügig angelegt war, und ihm eine gewisse Strenge, seinem früheren Erscheinungsbild vollkommen fremd, verliehen. Er war nun fünfundvierzig Jahre alt, doch gemessen an seinem Äußeren hätte er gut zehn bis fünfzehn Jahre älter sein können, denn sein Rücken war gebeugt, er hinkte leicht und seine Muskeln waren erschlaft, häufige Anfälle eines hartnäckigen Tropenfiebers hatten ihn zusätzlich erschöpft.

Obwohl er versucht hatte, sich bewusst englisch zu kleiden, entlarvte ihn seine Kleidung zweifellos als Ausländer, unterstrichen wurde seine Fremdheit noch durch seinen Bambusgehstock mit dem goldenen Knauf, die silbernen Verschlüsse seiner Uhrkette und seine ungewöhnliche Schnupftabakdose. Sein Schrankkoffer, den er der Wirtin des einzigen Beherbergungsbetriebes, mit dem das Dorf aufwarten konnte, übergeben hatte, war mit Messing ausgekleidet und durch ein riesiges Vorhängeschloss, aus demselben Material, gesichert; sowohl die Beschläge als auch das Schloss waren in den Augen der Wirtin und ihrer neugierigen Nachbarn für einen friedlich Reisenden unnötig massiv und gewichtig; mit Sicherheit war ihnen weder hier noch in der näheren Umgebung je etwas Gleichartiges untergekommen.

So stolperte der von allerlei Mühsal gezeichnete Veteran so gewandt wie er nur konnte über den Kiesstrand und verlangte von den Fährmännern, sie sollten ihn übersetzen. Die waren gerne dazu bereit, erklärten ihm aber, dass sie noch etwas zu erledigen hätten, ihn jedoch in einer halben Stunde von jedem Haus oder Platz im Ort, das oder den er nennen sollte, abholen würden.

Als er so den Strand entlang schlenderte, um sich die Zeit zu vertreiben, beobachtete er, wie ein Boot eine Frau an Land brachte und sich gleich darauf wieder auf den Weg zu einem königlichen Zollkutter machte, der ungefähr eine Meile draußen vor Anker lag. Die Frau musterte ihn ernst und interessiert und so wechselte er seine Richtung, um ihrem forschenden Blick zu entgehen; denn es war unmöglich zu erahnen, welche unvorhergesehenen Umstände seine Absichten durchkreuzen und seine Identität entschleiern würden. Inzwischen war die Sonne fast untergegangen und die halbe Stunde beinahe verstrichen, noch dazu senkte sich die verhüllende Dämmerung auf die schöne Landschaft und warf ihre Schatten nicht nur auf sein Äußeres, sondern auch auf sein Gemüt. Er wollte gerade das kleine Gasthaus betreten, um nach den Fährmännern zu fragen, als dieselbe Frau, die er am Strand gesehen hatte, auf ihn zu kam und leise, aber eindringlich um ein kurzes Gespräch bat.

„Was wollen Sie von mir?“, fragte Malcolm, kaum imstande seiner Unruhe Herr zu werden.

„Sie werden Sie verhaften“, flüsterte die Frau, während sie sich verängstigt umblickte, „und wenn Sie nicht in die Hügel fliehen, werden Sie noch vor Morgengrauen ein Gefangener sein.“

Lennox blieb nur noch Zeit, um „mich verhaften?“ auszustoßen, als die Unbekannte auch schon wieder verschwunden war; er vermeinte noch ihre letzten Worte zu vernehmen - „Gott möge dem Fremden helfen, er könnte unschuldig sein“ – die sie offensichtlich zu sich selbst sprach. Da erblickte er am anderen Ende des Ortes eine Gruppe augenscheinlich Bewaffneter, die auf ihn zukam.

Der Gedanke, dass jemand, der seine Kriegsvorgänge kannte, ihn gesehen haben könnte, dass er jetzt als Deserteur verhaftet und der angemessenen Strafe zugeführt werden könnte, gerade hier, wo all diejenigen lebten, die sich seiner noch mit Liebe und Wärme erinnerten, erfüllte ihn mit unsäglicher Qual. Und doch, so dachte er, war es ein Trost, dass seine Schande nicht den Namen Malcolm Lennox entehrte, denn dieser Name würde nie und nimmer mit seinem Fehlverhalten in Verbindung gebracht werden.

Die Gruppe, die sich ihm näherte, bestand aus vier Personen, die Seemannskleidung trugen und von einem jungen Mann angeführt wurden, dessen Uniform ihn als Offizier des zuvor erwähnten Zollkutters auswies. Ihnen voran schritt ein kleingewachsener, wichtigtuertiger Mann in einem schwarzen Anzug, anscheinend ein hoher königlicher Beamter; feierlich ging er auf Lennox zu und informierte ihn, dass ihm in seiner offiziellen Position zu Ohren gekommen sei, eine verdächtige Person, offensichtlich ein französischer Spion, dessen Beschreibung genau auf Lennox zutraf, kundschaftete die Küste aus und er erachte es als seine Pflicht, ihn genauestens zu untersuchen und nach Namen, Personaldaten, Beruf, Einkommensquelle und vor allem nach dem Grund, der ihn in diese Gegend geführt hatte, zu befragen.

„Ich bin hier geboren und aufgewachsen, kehre nun aus den Vereinigten Staaten von Amerika zurück und der Grund ist, dass ich meine Verwandten finden möchte“, antwortete Lennox.

„Sie landeten vor einigen Tagen bei Greenock und kamen mit der Ranger?“, befragte ihn der Beamte weiter.

„So ist es.“

„Und Sie heißen -?“

Lennox dachte kurz nach, denn ihm war die Gefährlichkeit seiner Situation wohl bewusst, er ahnte auch die Schwierigkeiten, die auf ihn zukamen, sollte er seine Verbindung mit Argyleshire und dem angenommenen Namen, unter dem er reiste und der in den Schiffspapieren verzeichnet war, darlegen.

„Es mag seltsam erscheinen“, sagte er schließlich an den Beamten gewandt, „dass jemand aus der Familie Grant seine Verwandten unter den Campbells suchen sollte, aber so ist es nun einmal.“

Der Beamte gab ihm jedoch zu verstehen, dass er einem Fremden in diesen Zeiten (denn der Krieg mit Frankreich war gerade ausgebrochen) nicht erlauben konnte, das Land zu bereisen, ohne Bestätigung einer allgemein bekannten und geachteten Persönlichkeit, dass er auch tatsächlich derjenige war, der er zu sein vorgab.

„Ich bin ein freier Bürger Amerikas“, gab ihm Lennox zur Antwort, „mir steht der Schutz zu, den Ihre Regierung den Bürgern der Republik bereits zugesagt hat, außerdem ist es eine unzumutbare Härte, dass ich hier so unnötig belästigt werde, nachdem ich fünfundzwanzig Jahre in einem fernen Land lebte und nun zurück gekommen bin, um meinen Lebensabend dort zu verbringen, wo ich geboren wurde.“

Diese Worte machten jedoch keinerlei Eindruck auf den unterkühlten Mann des Gesetzes – denn der Beamte war niemand Geringerer als der Oberstaatsanwalt der Grafschaft – der meinte, dass er noch nie von irgendwelchen Privilegien, die eine amerikanische Staatsbürgerschaft mit sich brächten, gehört habe; ja in der Hitze des Gefechts äußerte er mit leichtem Sarkasmus, dass er sogar noch nie von solch einer Staatsbürgerschaft gehört habe; und er machte unumstößlich klar, dass er keine andere Möglichkeit sehe, als Lennox' Papiere zu beschlagnahmen und ihn an Bord des königlichen Kutters bringen zu lassen, falls er nicht auf der Stelle einen respektablen Leumundszeugen benennen könne, der seine ehrlichen Absichten bekunde. Auf dem Schiff müsse er bleiben, bis ihn eine höhere Instanz entlassen würde.

Lennox sah um sich, merklich enttäuscht und verwirrt, dass seine Pläne derart zunichte wurden, und suchte unter den wenigen Personen um ihn nach einem bekannten Gesicht, dem er seinen wahren Namen und seine Umstände anvertrauen konnte, ohne dazu genötigt zu sein, seinen angenommenen Namen preiszugeben. Da wollte plötzlich der junge Mann, der die Eskorte des Staatsanwaltes anführte, wissen, ob seine Bürgerschaft für den Fremden anerkannt würde.

„Was – Ihre?“, rief der Beamte und in seiner Überraschung schwang deutlich auch Verärgerung mit.

Lennox starrte seinen Helfer ebenfalls überrascht an, sein Erstaunen war jedoch im Gegensatz zu dem Beamten ein freudiges.

Der junge Mann wiederholte seine Bereitschaft, für den Fremden zu bürgen.

„Ich – ich - kann Ihre Bürgerschaft nicht willkürlich ablehnen“, stotterte der Beamte schließlich, „aber, Sir“, fuhr er fort, „ich bitte Sie, bedenken Sie gut, was Sie tun, es ist meine Pflicht, Ihre Vorgehensweise Ihrem Vorgesetzten zu melden.“

Der junge Offizier bestand auf seinem Beistand für den Fremden und die gesamte Gruppe betrat die Gaststube der Herberge; der königliche Beamte füllte das benötigte Formular aus, der junge Offizier unterzeichnete sofort und der Mann des Gesetzes verschwand eilig.

Nachdem sich Lennox von seiner Überraschung erholt und seinem unbekanntem Retter gedankt hatte, bot er diesem an, ihm seinen Schrankkoffer und seine Papiere zu überlassen und versprach, binnen dreier Tage zurückzukehren und seine Habe auszulösen. Dies lehnte der junge Seemann ab, gab jedoch seiner Hoffnung Ausdruck, Lennox möge keine Zeit verlieren, um seine Verwandten zu finden und ihn aus seiner Bürgschaft zu entlassen.

In der Zwischenzeit war es Nacht geworden, die Fähre hatte längst am anderen Ufer angelegt und da es keine andere Überfahrtsmöglichkeit gab, beschloss Lennox, die Nacht in der Herberge zu verbringen. Bevor der Soldatentrupp allerdings auf den Kutter zurückkehrte, war der Staatsanwalt bereits dort angelangt und hatte dem Kommandanten von dem Verhalten seines Offiziers berichtet. Dieser betrachtete solch ein Vorgehen eines Soldaten im Dienste seiner Majestät als Unverschämtheit, schickte den Deliquenten in seine Kojen, platzierte eine Wache davor und nachdem er ein Sendschreiben für den Admiral seiner Flotte verfasst hatte, verkündete er, dass er am nächsten Morgen selbst an Land gehen werde, um den „herumschleichenden Franzosen“ auf eigenes Risiko an Bord zu schaffen.

Doch die glühende Loyalität des alten Seebären stellte seine Autorität auf seinem eigenen Schiff ernsthaft in Frage. Die Mannschaft, obwohl mit großem Eifer darauf bedacht, ihre nautischen Pflichten zu erfüllen, war darüber empört, dass ihr vorgesetzter Offizier so streng für eine Tat bestraft wurde, die seine Kameraden als bewundernswerte Geste der Großzügigkeit dünkten und so zögerten sie nicht, mit ihm Kontakt aufzunehmen und ihm ihren Beistand für eine etwaige Befreiung anzubieten. Der junge Mann lehnte ihre Hilfe zwar ab, doch ohne irgendeinen Grund für seine mysteriöse Gehorsamsverweigerung und seine Missachtung der militärischen Disziplin anzugeben, bat er zwei Kameraden, dem verdächtigen Fremden einen Brief in die Herberge zu überbringen und ihn anschließend, falls er bereit wäre sie zu begleiten, an das andere Ufer zu bringen, und zwar zu einem ganz bestimmten Haus, das er ihnen bis ins kleinste Detail beschrieb.

Die zwei Seeleute waren einverstanden, ruderten an Land und erreichten bald das Gasthaus, wo sie Lennox, der gerade in Begriff war sich zurückzuziehen, den Grund ihres Besuches darlegten. Er las den Brief seines unbekanntem Wohltäters und davon überzeugt, dass dessen Rat zu befolgen, das Beste war, das er unter diesen Umständen tun konnte, äußerte er seinen Besuchern gegenüber seine Bereitschaft mit ihnen zu gehen. Er rief daraufhin seine Wirtin, bezahlte seine Rechnung und nachdem er seinen messingbeschlagenen Koffer auf die Schultern eines seiner Begleiter gehievt hatte, machten sie sich auf zum Boot.

Die Nacht war sternenklar und der Glanz der unzähligen Pünktchen am Firmament spielte auf den sanften Wellen der breiten Mündung, als sich das Boot behände vom Strand wegbewegte, im Schein des gerade erst zunehmenden Mondes, der hinter den zerklüfteten Bergen vor ihnen die Silhouette so manch wohlbekannter Landschaft im Dunkel der Nacht akzentuierte. Die tiefe, friedliche Stille wurde nur durch das von den Rudern verursachte Plätschern des Wassers und den fernen, rauhen Tönen einer Sackpfeife, die von einer steten Brise von den Bergen herübergeweht wurden, unterbrochen. Als bald war hier und da ein fernes Licht am anderen Ufer auszumachen und es ist nicht schwer sich vorzustellen, welche Gefühle unseren Wanderer bewegten, als er sich daran erinnerte, dass gerade so das Licht glänzte, die Berge die Musik echoten und die Sterne schienen, als er in jener Nacht der Nächte verzweifelt von seinem Heim und seinen heiligen Verpflichtungen floh. „Und wer weiß“, sein Herz wurde schwer bei diesen Erinnerungen, „vielleicht stammen gerade diese Musik und diese Lichter von mir einst vertrauten Menschen, die meinen Eltern, meiner Frau und

meinem Kind nahe standen, als sie Krankheit, Armut und Trostlosigkeit ausgeliefert waren.“ Und während die Seeleute die Landung vorbereiteten, liefen ihm Tränen über die Wangen.

So ausschließlich war er in seine wehmütigen Betrachtungen versunken, dass er sich nicht einmal erkundigt hatte, wohin ihn seine Begleiter bringen wollten. Er verließ sich darauf, dass das Glück weiterhin auf seiner Seite war und dass alsbald ein sicherer, gastfreundlicher Platz für ihn gefunden würde. Deshalb konnten ihn seine Begleiter gut eine Meile ins Land hinein führen, ohne dass er irgendwelche Fragen stellte. Er hatte erwartet, dass sie die Küste entlang wandern würden, statt dessen wählten sie einen Weg ins Landesinnere, an den er sich noch flüchtig erinnerte, führte er doch zu dem Platz, an dem einst das Haus seines Schwiegervaters stand.

Nachdem sie den Hauptweg verlassen hatten, erreichten sie schließlich ein hübsches, zweistöckiges Landhaus, das auf drei Seiten von einem Zaun aus Torf und Steinen umgeben war; die Vorderseite überblickte einen glatten Hang, der eine weite Aussicht auf das Meer freigab. Kein Lichtschimmer drang durch die Ritzen im Gemäuer oder durch die Fensterläden, kein Rauch aus dem einzigen Rauchfang und die ungebrochene Stille wurde erst unterbrochen, als die Seeleute an die Tür klopfen. Das barsche Bellen eines Schafhundes weckte die schlafenden Bewohner und bald darauf fragte eine Frauenstimme nach ihrem Begehrt.

„Ein Brief von der Sparrowhawk“, antwortete einer der Seemänner, so laut, dass es von der Mastspitze eines Kriegsschiffes während eines tosenden Sturms zu hören gewesen wäre.

Rasch wurde die Tür geöffnet und ein rothaariges, halb bekleidetes gälisches Mädchen, offenbar das Hausmädchen, bat die Fremden in eine dunkle Vorhalle, während sie eine Lampe suchte und ihre Herrin von der Ankunft der Fremden unterrichtete.

Nach wenigen Augenblicken wurde eine Kerze hereingebracht und eine vornehm wirkende Dame von nicht mehr als zwanzig Jahren trat ein, den geöffneten Brief in der Hand. Sie hieß den Fremden willkommen, ließ ihm einige Erfrischungen bringen und nachdem sie ihm versichert hatte, dass ein Bett zu seiner Verfügung stehe und dass sie ihn gerne zum Frühstück am nächsten Morgen treffen wolle, wünschte sie ihm eine gute Nacht und zog sich zurück.

Nachdem die Seemänner einige randvolle Gläser feinsten schottischen Whiskys hinuntergestürzt und von dem Fremden je einen Dollar erhalten hatten, machten sie sich Richtung Boot auf, um die Sparrowhawk zu erreichen, bevor ihr bis dahin ahnungsloser Kapitän die zweite Wacht angesetzt hatte. Lennox akzeptierte die angebotene Gastfreundschaft und nachdem er die Erfrischung vor ihm genossen hatte, allerdings mehr aus Höflichkeit als dass ihm danach war, bat er darum, auf sein Zimmer gebracht zu werden.

Am Morgen erschien er zur festgesetzten Stunde im Erdgeschoss zum Frühstück. Als er eintrat, begrüßte er einen Greis, der, augenscheinlich blind, in einem Armsessel saß und seinen Gruß weder mit Gesten noch mit Worten erwiderte. Dieselbe junge Person, der er am Vorabend begegnet war, saß dem Alten gegenüber; doch ehe er noch Zeit hatte, ein Gespräch mit ihr zu beginnen, trat eine Dame gesetzten Alters ein, die ihm von der jüngeren als ihre Schwiegermutter vorgestellt wurde und die, kaum hatte sie ihn erblickt, aufschrie und ohnmächtig zu Boden sank.

Sofort eilte ihr Lennox zu Hilfe, doch Sie, werte Leserin, werter Leser, werden sich sicherlich vorstellen können, wie unqualifiziert er dafür war, als er in der blassen, ausgezehrtten Frau, die ihm reglos zu Füßen lag, seine Gattin erkannte, seine vor so langer Zeit verlassene Gattin. Sie wurde

augenblicklich zu Bett gebracht, wo sie mit den vereinten Kräften der jungen Frau sowie einer Dame, die mit ihrer Tochter gerade in dem Moment vorbei kam, reanimiert wurde.

Es dauerte allerdings, bis sie sich soweit erholt hatte, dass sie Lennox wieder gegenüber treten konnte, dazu brauchte es ein Stärkungsmittel, das ihr einige Stunden Schlaf verschaffte; und als sie sich stark genug für eine weitere Begegnung fühlte, konnte sie kaum die Gelassenheit aufbringen, um seine eilig und überstürzt vorgetragenen Erklärungen, die Gründe für seine Abwesenheit und seine unverhoffte Rückkehr betreffend, zu verstehen. Nachdem er diese schmerzliche, aber nicht gänzlich unwillkommene Aufgabe hinter sich gebracht hatte, wurde er mit den anwesenden Personen bekannt gemacht. In dem alten Mann gewahrte er den bedauernswerten Rest seines stolzen Schwiegervaters, der mit seinen neunzig Jahren vollkommen dement war und nichts um ihn herum mehr wahrnahm. Er hatte alle Mitglieder seiner Familie überlebt, mit Ausnahme seiner von ihm so schlecht behandelten Tochter, der er in hohem Alter solche Wiedergutmachung für alles, was er ihr angetan hatte, leistete, wie ihm eben möglich war.

„Und wer mag wohl diese junge Frau sein, die mich gestern so freundlich aufnahm?“, erkundigte sich Lennox, indem er sich nach der hübschen Hausherrin umdrehte.

„Die Frau eines Sohnes, der ebenfalls ohne Erlaubnis seines Vaters heiratete“, entgegnete die ältere Dame mit leisem Lächeln.

„Mein Sohn, der – was ist?“, fragte Lennox atemlos, kaum Herr seiner Sinne.

„Erster Offizier auf der Sparrowhawk ...“

„Gütiger Gott“, rief der überwältigte Vater und sank auf die Knie.

„Ja“, fuhr seine Frau fort, „genau so wenig, wie ich ahnte, dass der Fremde, dem ich letzte Nacht riet, in die Berge zu fliehen, mein Ehemann war, wusste mein lieber Sohn Malcom, dass er durch seine Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft seinen Vater beschützte.“

All das spielte sich genauso ab, wie wir es erzählt haben. Die Mutter des jungen Malcom hatte am Vortag ihren Sohn auf dem königlichen Kutter besucht und ganz nebenbei von ihm erfahren, dass er den Auftrag erhalten hatte, an Land zu gehen und einen verdächtig aussehenden Mann, der ohne stichhaltigen Grund für einen französischen Spion gehalten wurde, zu verhaften. Die offensichtliche Ungerechtigkeit seiner Lage war der Grund, warum sie sich für das Schicksal des Fremden interessierte und als sie ihn zufällig traf, warnte sie ihn, wie bereits beschrieben. Die hereinbrechende Dämmerung verhinderte zu diesem Zeitpunkt, dass sie sich gegenseitig erkannten und nach dieser Begegnung wurde sie mit derselben Fähre über den Fluss geführt, die auch ihren Ehemann übergesetzt hätte, wäre nicht der verflixte Staatsanwalt dazwischen gekommen.

Es gibt kaum einen Grund, die Ereignisse weiter zu verfolgen. Malcolm Lennox fand nur mehr eine seiner Schwestern und die Familie eines seiner Brüder am Leben, doch er beließ alles, wie es war und brachte keine Unordnung in die Verfügungen seines Vaters. Der junge Malcolm erfreut sich seines Lebens – ein geachteter und aktiver Offizier der britischen Flotte.



Copyright: Chawton House Library